

Eva Schürmann
Sebastian Spanknebel
Héctor Wittwer (Hg.)

Formen und Felder des Philosophierens

Konzepte, Methoden,
Disziplinen

Verlag Karl Alber Freiburg/München

Eva Schürmann
Sebastian Spanknebel
Héctor Wittwer (Eds.)

Modes and Fields of Philosophizing
Concepts, Methods, Disciplines

The question of what philosophy is and how it should be practiced cannot be answered conclusively. Rather, every generation has to re-establish for themselves, what is to be considered a philosophical problem and how one should philosophize. The common understanding of what philosophy is, is therefore part of the philosophical activity itself. This anthology provides an overview of the self-conception of philosophers of our time, which is representative of the diversity of contemporary philosophy. This diversity results, on the one hand, from the historical and systematic variety of topics that philosophy engages with – the *fields* of philosophizing. Furthermore, contemporary philosophy is, on the other hand, characterized by the differing ways it examines its subject matters, for example, analytically, phenomenologically, or pragmatically. These *modes* of philosophizing constitute its methodological diversity.

The Editors:

Eva Schürmann, Chair of Philosophical Anthropology and the Philosophy of Culture and Technology at the Otto-von-Guericke University of Magdeburg. She is Co-editor of the *Allgemeine Zeitschrift für Philosophie*.

Sebastian Spanknebel is a Research Assistant at the Chair of Philosophical Anthropology and the Philosophy of Culture and Technology at the Otto-von-Guericke University of Magdeburg. Furthermore, he is working as a clinical psychologist.

Héctor Wittwer, Chair of Practical Philosophy at the Otto-von-Guericke University of Magdeburg. His research focus is normative ethics and metaethics, the philosophy of death, and also the philosophy of law.

Eva Schürmann
Sebastian Spanknebel
Héctor Wittwer (Hg.)

Formen und Felder des Philosophierens
Konzepte, Methoden, Disziplinen

Die Frage, was Philosophie ist und wie sie betrieben werden sollte, kann nicht ein für alle Mal beantwortet werden. Vielmehr muss jede Generation aufs Neue für sich klären, was unter einem philosophischen Problem zu verstehen ist und wie man philosophieren sollte. Die Verständigung darüber, was Philosophie ist, bildet somit einen Teil der philosophischen Tätigkeit selbst. Der Sammelband bietet eine Bestandsaufnahme des Selbstverständnisses von Philosophinnen und Philosophen unserer Zeit, die repräsentativ für die Vielfalt der Gegenwartphilosophie ist. Diese Vielfalt ergibt sich einerseits aus der historischen und systematischen Breite der Themen, mit denen sich die Philosophie beschäftigt – den Feldern des Philosophierens. Darüber hinaus ist die Philosophie der Gegenwart andererseits auch dadurch charakterisiert, dass sie ihre Gegenstände auf verschiedene Weise, z. B. analytisch, phänomenologisch oder pragmatisch, untersucht. Diese Formen des Philosophierens konstituieren seine methodische Vielfalt.

Die Herausgeber:

Eva Schürmann ist Inhaberin des Lehrstuhls für philosophische Anthropologie, Kultur- und Technikphilosophie an der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg. Seit 2015 ist sie Mitherausgeberin der *Allgemeinen Zeitschrift für Philosophie*.

Sebastian Spanknebel ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für philosophische Anthropologie, Kultur- und Technikphilosophie an der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg. Zudem ist er als klinischer Psychologe praktisch tätig.

Héctor Wittwer ist Inhaber des Lehrstuhls für Praktische Philosophie an der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg. Seine Forschungsschwerpunkte liegen in der Normativen Ethik und der Metaethik, der Philosophie des Todes sowie in der Rechtsphilosophie.



Originalausgabe

© VERLAG KARL ALBER
in der Verlag Herder GmbH, Freiburg / München 2017
Alle Rechte vorbehalten
www.verlag-alber.de

Umschlagmotiv: Studienzentrum der Herzogin Anna Amalia
Bibliothek, Weimar
© Klassik Stiftung Weimar, Olaf Mokansky
Satz: SatzWeise GmbH, Trier
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-495-48901-7

Inhalt

| | |
|---|-----|
| Einleitung | 9 |
| I. Formen | |
| <i>Rolf Elberfeld</i> Hermeneutik und Phänomenologie | 19 |
| <i>Ludger Jansen</i> Sprachanalytisches Philosophieren | 41 |
| <i>Michael Hampe</i> Philosophie als Therapie. Das Beispiel von Deweys kritischem Pragmatismus | 60 |
| <i>Rainer Tetzke</i> Alternative Formen des Philosophierens | 78 |
| II. Felder | |
| <i>Marc Nicolas Sommer</i> Metaphysik | 101 |
| <i>Markus Gabriel</i> Ontologie | 122 |
| <i>Olaf Müller</i> Erkenntnistheorie mit sprachphilosophischen Mitteln. Wie können wir ausschließen, dass alles nur geträumt ist? | 142 |

Olaf Müller

Erkenntnistheorie mit sprachphilosophischen Mitteln

Wie können wir ausschließen, dass alles nur geträumt ist?

*Gewidmet dem Gedenken an Hilary Putnam
(1926–2016)*

I. Philosophie zwischen Kunst und Wissenschaft – oder Warum die Erkenntnistheorie keine Theorie ist

Woher wissen Sie, dass Sie genau jetzt nicht träumen? Woher wissen Sie, dass nicht alles geträumt ist, was Sie von Beginn Ihrer Existenz an jemals erlebt zu haben meinen? Wie wollen Sie also ausschließen, dass *alle* Meinungen, die Sie in den letzten Jahren über die äußere Welt gesammelt haben, falsch sind und auf einer gigantischen Illusion beruhen? Mit welchem Recht wollen Sie daran festhalten, dass Sie irgendetwas über die äußere Welt wissen? Mit diesen vier schlichten Fragen, die schon Kinder liebend gern aufwerfen, stecken wir mitten in derjenigen philosophischen Disziplin, die man als *Erkenntnistheorie* bezeichnet.¹

Es wäre verwegen, die letzten drei Silben dieses Namens auf die Goldwaage zu legen. Von Theorie im wissenschaftlichen Sinne (wie etwa in ›Relativitätstheorie‹) kann keine Rede sein. Zwar bemühen sich Erkenntnistheoretikerinnen und Erkenntnistheoretiker seit Jahrhunderten, dem allumfassenden Zweifel mithilfe von Argumenten

¹ Ein *locus classicus* meiner Eingangsfragen ist René Descartes, *Meditationes de Prima Philosophia*, hg. v. Gerhart Schmidt, Stuttgart 1986. – Die vier Fragen scheinen einer zwingenden Logik zu folgen, doch unter der glatten Oberfläche gärt es. So hat Tim Kraft darauf aufmerksam gemacht, dass der scheinbar harmlose Weg zum umfassenden Zweifel besser nicht über die Sorge vor umfassendem Irrtum (wie in der dritten Frage angedeutet) laufen sollte (Tim Kraft, »Sceptical scenarios are not error-possibilities«, in: *Erkenntnis* 78 (2013), S. 59–72). Diese (und so manche andere) logische Finesse werde ich um der Kürze willen ausblenden.

entgegentreten. Sie sind sich weitgehend einig: Jeder von uns weiß, dass nicht alles geträumt ist. Doch woher wir das wissen, darüber herrscht heftiger Streit.

Ich werde Ihnen keinen fairen Überblick über diesen Streit geben; erst recht nicht werde ich einen Überblick über die anderen Streitigkeiten geben, die in der Erkenntnistheorie toben. Anders als in Naturwissenschaft und Mathematik gibt es in der Philosophie keinen festen Wissensstand, der sich in Einführungen oder Lehrbüchern fixieren ließe und schwarz auf weiß nachhause getragen werden könnte. Im Gegenteil, die Philosophie lebt erst im Streit über ihre Gegenstände. Statt neutral vom Streit über meine Eingangsfragen zu *berichten*, werde ich versuchen, *Sie* in diesen Streit zu *verwickeln*. Ich werde meine eigene Antwort auf die aufgeworfenen Fragen anbieten, erklären, verteidigen, und zwar so, dass Sie hoffentlich denken: ›Obacht, so überzeugt mich das doch noch nicht, denn ...‹. Wenn ich Sie so weit habe, bin ich am Ziel; Sie philosophieren dann, denken selber.

In der Tat möchte ich Ihnen am Ende einen Beweis anbieten, der die Möglichkeit des ewigen Traums bombensicher ausschließt. Fast keiner meiner Kollegen oder Kolleginnen aus der Fachphilosophie dürfte den Beweis fehlerfrei finden; Sie befinden sich also in bester Gesellschaft, wenn Sie am Ende meinen, dass ich mit meinem Beweis gescheitert bin. Und doch: Der Beweis folgt einer Strategie, über die ich seit zwanzig Jahren nachdenke und über die ich mit Hunderten von klugen Leuten diskutiert habe – so ausgiebig, dass mir in den letzten Jahren keine Einwände mehr begegnet sind, die ich nicht zu meiner eigenen Zufriedenheit zu entkräften wüsste; viel mehr kann man in der Philosophie kaum erhoffen.

Da werden Sie fragen: Was soll es bringen, wenn man in einer philosophischen Frage sogar nach jahrelanger Arbeit nur sich selber zu überzeugen weiß, während so gut wie alle anderen Sachkundigen auf ihren Einwänden bestehen? Ich gebe es zu: Dieser Zustand wäre fatal – falls Philosophie eine Wissenschaft wäre. Aber in meinen Augen ist die Philosophie keine Wissenschaft, jedenfalls nicht in dem Sinn, in dem Mathematik, Physik, Chemie oder Biologie als Wissenschaft gelten. In diesen Disziplinen werden dauerhafte, intersubjektiv gültige Erkenntnisse erarbeitet; in der Philosophie fängt jeder immer wieder von vorne an. Das hat damit zu tun, dass die Philosophie diejenige Disziplin ist, in der auf besonders weitgehende Weise unvoreingenommen nachgedacht werden soll: In der Philosophie (und nur

in der Philosophie) ist es erlaubt, jeden Satz zu hinterfragen, der anderswo für selbstverständlich gilt.

Diese Übung verändert und (wie ich finde) verbessert unseren Blick auf die Welt. Wer sich noch an den unverdächtigsten Stellen nachzufragen traut, entwickelt eine Fähigkeit, die dem entgegensteht, was uns stets als Wirklichkeitssinn aufgedrängt wird und doch oft nur auf Zufriedenheit mit dem Überkommenen hinausläuft. In der Tat, man kann üben, das Äußerste für möglich zu halten, kann also den *Möglichkeitssinn* kultivieren (um eine schöne Formulierung Musils aufzugreifen). Dieser Sinn bildet eine wichtige Fähigkeit freier Menschen.

Zwar lässt sich nicht auf einen Schlag alles hinterfragen, was die Anderen für richtig halten oder was man selbst bis vor kurzem für richtig gehalten hat. (Sonst blieben keine Kriterien übrig, vor deren Hintergrund sich überhaupt zwischen richtig und falsch oder doch zwischen plausibel und unplausibel unterscheiden ließe). Doch das hindert uns Philosophen nicht daran, das Scheinwerferlicht der Kritik einzeln auf jede beliebige Stelle unseres Überzeugungssystems zu lenken – sogar auf dessen blinde Flecke, also auch auf Annahmen, die so tief in unserem Lebens- und Überzeugungswandel verankert sind, dass wir sie normalerweise nicht einmal bemerken.

Wenn nun die Scheinwerfer der Kritik noch die letzten Winkel unseres Überzeugungssystems ausleuchten und in schlechtes Licht tauchen können, dann lässt sich leicht verstehen, warum der endlose Streit fest in die Philosophie eingebaut ist: Der eine Philosoph zielt mit der Kritik auf andere Stellen als seine Kollegin, und zwar etwa gerade dorthin, worauf sie bauen will. Sie wird die fragliche Stelle durch Verteidigungsringe zu sichern versuchen, und im Streit über deren Haltbarkeit geraten wiederum andere Annahmen ins Geschehen, über die neu gestritten werden muss, und so geht es fort und fort.

Heißt dies, dass in der Philosophie alles erlaubt oder gar alles gleich gut ist? Keineswegs. Zwar ist dort jeder einzelne Satz nicht minder respektabel als sein glattes Gegenteil; beide haben in den Augen des Unvoreingenommenen zunächst einmal gleiche Chancen. (Oft hängt es von den Moden der Zeit ab, welcher der beiden Sätze mehr Anhänger oder größere Aufmerksamkeit findet). Aber in einem philosophischen Text errichten wir systematische Gedankengebäude, die aus mehreren zusammenhängenden Sätzen bestehen. Und obgleich sich nicht ein für alle Mal sagen lässt, welches Fundament, welcher Grundriss und welche Materialien für einen philosophischen

Bau optimal oder gar objektiv richtig sind, kann man den Gesamteindruck solcher Bauten beurteilen. Die Kriterien für solche Urteile ähneln denen zur Beurteilung von Palästen, Tempeln, Schulgebäuden und Wohnhäusern: Stimmen beispielsweise die Proportionen? D.h. entsprechen die eingesetzten Mittel dem Zweck des Gebäudes? Wer etwa eine philosophische These begründet, die nahe am *common sense* liegt, also von fast niemandem bestritten wird, der sollte dafür vergleichsweise unaufwendige argumentative Ressourcen einsetzen – statt mit Kanonen auf Spatzen zu schießen. Umgekehrt steigt der Wert eines philosophischen Baus, wenn sein Schöpfer auf schmaler Grundlage (d.h. mit recht einfachen Mitteln) zu spektakulären Thesen vordringt.

So wie in der Architektur gibt es auch in der Philosophie Freunde der Kühnheit, denen die Freunde der Schlichtheit gegenüberstehen. Und dieser Gegensatz ist nur die Spitze eines Eisbergs der verschiedensten Denkstile. Welche Partei hier recht hat, ist eine müßige Frage; über Stilfragen lässt sich lange streiten. Ich bevorzuge beispielsweise extreme Thesen (Thesen, an die sonst niemand glaubt) – und ich hasse unklare Ausdrucksweisen in der Philosophie. Die erste Vorliebe zieht mich mehr und mehr in die sogenannte kontinentale Philosophie, die zweite hält mich in der analytischen Philosophie: ein schwankender Zustand, an den ich mich gewöhnt habe. (Gegen Missverständnisse: Anders als in meinem Holzschnitt eben lässt sich weder der eine noch der andere Typ des Philosophierens so einfach über einen Kamm scheren).

Selbst wenn ich von meinem eigenen Denkstil nicht oder nur sehr mühsam loskomme, kann ich den Wert anderer Denkstile anerkennen und die in diesem Stil errichteten Bauten hoch schätzen. Und so kann ich ein philosophisches Gedankengebäude für hervorragend halten, ohne den darin vorkommenden Thesen beizupflichten. Diese Haltung nehme ich gegenüber vielen großen philosophischen Errungenschaften der vergangenen zweieinhalb Jahrtausende ein (von Platons Dialogen über die Meditationen von Descartes bis hin zu Wittgensteins Aphorismen und Quines Wüstenlandschaften). Ich sehe ihren Wert und lehne ihren Inhalt ab.

Alle diese Erwägungen sprechen dafür, die Philosophie in die Nähe der Künste zu setzen. Aber sie ist etwas anderes als Kunst. Denn der philosophische Schöpfer zielt nicht zuallererst auf die Harmonie der Proportionen seines Baus (oder auf die Erfüllung vergleichbarer ästhetischer Kriterien). Ihm geht es um die Wahrheit,

und zwar im buchstäblichen Sinne. Er sucht nach der richtigen Antwort auf einige der tiefsten Fragen, denen wir Menschen gegenüberstehen. Und obwohl er sich freut, wenn die Kollegen seinen Bau schön und gut finden, hofft er verzweifelt darauf, sie davon zu überzeugen, dass er richtig liegt. Er ist auf der Suche nach der Wahrheit, die er liebt und der er argumentativ zum Sieg verhelfen möchte – fast immer ohne Erfolg. Und weil die argumentative Wahrheitssuche zuallererst das Geschäft der Wissenschaften bildet, komme ich zu dem Ergebnis: Die Philosophie liegt irgendwo zwischen den Künsten und den Wissenschaften. Sie sucht (wie die Wissenschaft) nach Wahrheit im wörtlichen Sinne, doch ihre Ergebnisse lassen sich nur nach Kriterien bewerten, die denen der Kunst ähneln.

Statt weiter über das Philosophieren zu philosophieren, möchte ich nun auf meine Eingangsfrage zurückkommen: Alles nur geträumt? Ich habe ein Argument für Sie vorbereitet, das diese Sorge meiner Ansicht nach stillen müsste.

II. Terminologisches: Empirisch oder a priori?

Auf den ersten Blick gibt es keine überzeugenden Mittel, um dem skeptischen Abgrund zu entrinnen, der sich durch die Frage *Alles geträumt?* auftut.

Dazu ein Beispiel: Wie oft halb im Scherz gesagt wird, braucht man sich nur zur kneifen und dann festzustellen, ob es schmerzt. Wenn nein, träumt man; wenn ja, träumt man nicht – so die Verheißung dieses populären Tests. Aber Sie ahnen es, er kann nicht funktionieren.

Nehmen wir also an, dass ich mich z. B. jetzt zu kneifen meine und tatsächlich Schmerzen empfinde. Dann könnte beides – das Kneifen und der Schmerz – geträumt sein. Selbst wenn ich bislang in keinem meiner Träume Schmerzen empfunden haben sollte, selbst wenn all meine Träume bislang nur visuelle und akustische Empfindungen umfasst haben sollten, keine Schmerzen, so beweist das offenbar gar nichts. Denn ich könnte geträumt haben, dass es sich angeblich so verhalten hat. In der Tat, falls *alles* geträumt wäre, so wäre ein Teil dieses umfassenden Traums voller visueller, akustischer, geruchlicher, schmerzlicher usw. Erlebnisse – und ein anderer, womöglich kleinerer Teil dieses umfassenden Traums (sozusagen der Traum im Traum) enthielte nur Visuelles und Akustisches, keine Schmerzen. Wenn ich

mich also zu kneifen meine und Schmerzen empfinde, so befände ich mich demzufolge nicht in einem Traum innerhalb des umfassenden Traumes – aber immer noch im umfassenden Traum selbst.

Was kann man gegen diese schrille Möglichkeit aufbieten? Was hilft gegen diese Form von umfassendem Skeptizismus? Keine Erlebnisse, keine Empirie, keine wissenschaftlichen Experimente. So viel scheint festzustehen: All das könnte ebenso gut geträumt sein. Stattdessen muss ich mit *Argumenten* kommen – mit Argumenten, die auf Nachdenken beruhen, nicht auf Erlebnis, Experiment oder Sinneswahrnehmung. Die erforderlichen Überlegungen nennen wir in der Philosophie *a priori*; es sind Erwägungen, deren Triftigkeit wir uns unabhängig von Empirie, unabhängig von Beobachtung oder Sinneswahrnehmung klarmachen können.

Da werden Sie fragen, ob es solche apriorischen Erwägungen überhaupt gibt. Selbstverständlich gibt es sie. So brauche ich nicht in der Welt nachzuschauen, um festzustellen, dass kein Junggeselle verheiratet ist. Ich weiß das *a priori*; ich weiß es, indem ich mir vor Augen führe, wie ich die Ausdrücke ›Junggeselle‹ und ›verheiratet‹ verstehe, wie ich sie gebrauche. Solche Sätze (deren Wahrheit wir aufgrund der Bedeutung ihrer Ausdrücke einsehen können, ohne Zusatzinformation über den Stand der Dinge in der Welt) heißen im Jargon der Philosophen analytisch.

Was zeichnet diese Art von Sätzen aus? Das sieht man am besten an einem Beispiel. Nehmen wir an, eine Soziologin wartete mit einer sensationellen Auswertung der letzten Volkszählung auf:

(1) Ganze 0,8 Prozent der deutschen Junggesellen sind verheiratet.

Unseren berechtigten Widerspruch hiergegen werden wir nicht durch verbesserte statistische Methoden oder neue Umfragen untermauern. Vielmehr werden wir der Soziologin kühl mitteilen, dass sie oder ihre Gewährsleute Nachhilfe im Deutschen nötig haben und einige Wörter dieser Sprache anders verstehen als wir; wer verheiratet ist, wird eben deshalb in unserer Sprache nicht als ›Junggeselle‹ bezeichnet. Weniger freundlich ausgedrückt: Die angebliche Sensation der Soziologin beruht auf Sprachmissbrauch.

Im vergangenen Jahrhundert hat man versucht, diese unfreundliche Diagnose auf unser Thema zu übertragen.² Demzufolge macht

² Der *locus classicus* ist Ludwig Wittgenstein, *Über Gewissheit*, in: Ludwig Wittgenstein, *Werkausgabe*, Band 8, Frankfurt/M. 1984, S. 113–257.

sich die alles anzweifelnde Skeptikerin einfach nur eines Sprachfehlers schuldig, wenn sie behauptet:

- (2) Ich weiß nicht, ob ich seit Beginn meiner Existenz träume und ob sich hier vor meiner Nase tatsächlich zwei Hände befinden, die gerade auf eine Computertastatur einwirken.

Die Diagnose ist verheißungsvoll; sie verwandelt das altehrwürdige erkenntnistheoretische Problem des Skeptizismus in eine Frage, die sich mit neuen, sprachphilosophischen Mitteln lösen lässt. Indem wir uns a priori (einzig und allein nachdenkend) die Bedeutung unserer Wörter klarmachen, brauchen wir uns für die Bekämpfung des Skeptizismus nicht auf strittige (vielleicht nur geträumte) Beobachtungen zu stützen. Was unsere Wörter bedeuten, wissen wir auch im Traum.

So verheißungsvoll dieser Ansatz erscheinen mag, so knifflig ist seine Einlösung. Um das zu spüren, brauchen Sie nur die beiden Sätze nebeneinanderzustellen, in denen die Sprache angeblich gleichermaßen missbraucht wird:

- (1) Ganze 0,8 Prozent der deutschen Junggesellen sind verheiratet. (Ähnlich: 0,8 Prozent aller Dreiecke sind Kreise).
 (2) Ich weiß nicht, ob ich seit Beginn meiner Existenz träume und ob sich hier vor meiner Nase tatsächlich zwei Hände befinden, die gerade auf eine Computertastatur einwirken.

Der erste Satz löst beim kompetenten Sprecher sofort Kopfschütteln und Verwirrung aus; wir verstehen nicht, was der Satz besagen soll – verheiratete Junggesellen sind ein Widerspruch in sich. Anders beim zweiten Satz, dessen beunruhigendem Verständnis wir uns kaum entziehen können; genau deshalb tobt ja seit Jahrhunderten ein Streit über solche Sätze. Einen offenkundigen Selbstwiderspruch scheinen sie nicht zu enthalten.

Kurzum, beim ersten Satz können wir mit dem Finger auf den Fehler zeigen; die Soziologin missbraucht bzw. missversteht entweder das Wort ›Junggeselle‹ oder das Wort ›verheiratet‹. Aber welches Wort missbraucht bzw. missversteht die Skeptikerin im zweiten Satz?

Dafür gibt es mindestens drei Möglichkeiten. Die Skeptikerin (oder das Traumopfer) könnte erstens das Wort ›wissen‹ anders gebrauchen als wir, zweitens Beobachtungswörter wie ›Hände‹, ›Nase‹, ›Tiger‹ oder ›Computertastatur‹ und drittens das Wort ›träumen‹. Gehen wir diese Möglichkeiten der Reihe nach durch.

Mit dem Wissensbegriff brauchen wir nicht lange zu fackeln; es

gibt zu viel philosophischen Streit darüber, wie die Rede vom Wissen zu verstehen oder zu erklären wäre. Ja, man kann sich nicht einmal darüber einigen, welche Strategie zur Erklärung des Worts ›Wissen‹ verfolgt werden sollte: Beobachtung des tatsächlichen Sprachgebrauchs? Meinungsumfragen? Ausdrückliche Definitionen? Explikation der Rolle dieses Begriffs in unseren besten Theorien menschlichen Erkennens? Lassen wir das. Wer die Skeptikerin des Missbrauchs unserer Sprache überführen möchte, sollte besser bei harmloseren Wörtern ansetzen.

Im nächsten Abschnitt möchte ich daher versuchen, die sprachphilosophische Betrachtung auf möglichst einfache Wörter anzuwenden. Die allereinfachsten Wörter aus unserer Sprache sind Ausdrücke für mittelgroße trockene Güter oder weniger gewunden: Beobachtungswörter. Mit ihnen beginnt der Spracherwerb; mit ihnen können wir die skeptischen Sorgen am besten entkräften. Wie Sie sehen werden, gibt es einen verblüffend schlagkräftigen Beweis gegen den ewigen Traum, der bei Wörtern für beobachtbare Allerweltssachen ansetzt – etwa beim Namen der Tiger.

III. Missbrauch des Tiger-Begriffs? Warum es für Erfolg beim Bezeichnen auf kausale Verbindungen ankommt

Die Skeptikerin möchte uns davon überzeugen, dass wir uns sogar bei klarer Sicht über Dinge irren können, die mit Händen zu greifen sind. Und indem sie uns mit der Möglichkeit des permanenten Traums konfrontiert, stellt sie sich einen Sprecher vor, der im Traum zu sprechen meint und dabei zwischen verschiedenen Traum-Elementen unterscheidet. Betrachten wir solche Sprecher eine Zeit lang von außen:

- (3) Die Opfer eines ewigen Traumes träumen, angesichts geträumter Tiger immer auszurufen: ›Da ist ein Tiger‹; angesichts anderer Traum-Tiere träumen sie, dem Satz zu widersprechen.

Ich möchte fragen: Meinen die ewigen Traumopfer mit dem Wort ›Tiger‹ dasselbe, was wir damit meinen?³

³ In seiner bahnbrechenden Diskussion um Gedankenexperimente vom Gehirn im Tank (das seit jeher an eine perfekte Computersimulation angeschlossen ist) wirft Putnam eine ähnliche Frage für die Tank-Sprache auf (vgl. Hilary Putnam, *Reason, truth and history*, Cambridge 1981, S. 7 et passim). Meiner Ansicht nach kann Putnams Antwort

Dafür scheint zu sprechen, dass der geträumte Sprachunterricht genau denselben Erlebnisgehalt gehabt haben könnte wie unser Sprachunterricht. Ich habe das Wort ›Tiger‹ grob anhand wohliger Eindrücke von Kuscheltigern gelernt, deren Aussehen ich recht bald mit dem von Tigern im Zoo abglich; spätestens nach dem zweiten Zoobesuch beherrschte ich das Wort ›Tiger‹ perfekt (was meine kleinen Töchter freilich zu bestreiten pflegen). Nicht anders bei den Traumopfern: Sie lernten das Wort grob anhand wohliger Eindrücke geträumter Kuscheltiger, deren Aussehen zweimal mit geträumten Zootigern abgeglichen werden musste, bis die volle Beherrschung des Worts erreicht war. Spricht diese völlig gleiche Erlebnisgeschichte beim Sprechenlernen nicht dafür, dass die Traumopfer mit dem Wort genau dieselbe Bedeutung verbinden wie wir?

Nein. Es ist ein überraschendes Ergebnis sprachphilosophischer Debatten der letzten vierzig Jahre, dass die Bedeutung eines Worts nicht allein von den Erlebnissen und Vorstellungen festgelegt wird, die jemand mit ihm verknüpft. Diese Einsicht wurde von ihrem ersten Verfechter, dem amerikanischen Philosophen Hilary Putnam so auf den Punkt gebracht: »Bedeutungen sind nicht im Kopf«.⁴

Putnam hat seine Einsicht mit einer Reihe scharfsinniger Gedankenexperimente untermauert und dadurch fast alle späteren Sprachphilosophen überzeugt; trotzdem gab es allerlei Streit in dieser Angelegenheit.⁵ Statt seine Gedankenexperimente abermals durchzuführen, möchte ich kurz die Grundidee skizzieren, der sie folgen. Und zwar sollten wir Sprache (oder jedenfalls: die Beobachtungssprache) als ein Werkzeug betrachten, mit dessen Hilfe wir Unterschiede im uns betreffenden und zugänglichen Ausschnitt der Wirklichkeit

auf diese Frage bestens gegen den Skeptizismus eingesetzt werden, ganz wie Putnam gemeint hat, wenn auch im Detail etwas anders (vgl. Olaf L. Müller, *Hilary Putnam und der Abschied vom Skeptizismus oder Warum die Welt keine Computersimulation ist. Wirklichkeit ohne Illusionen*, Band 1, Paderborn 2003). Im vorliegenden Text versuche ich zum ersten Mal, diese Überlegungen auf das Traum-Szenario zu übertragen.

⁴ Im Original: »meanings just aren't in the head« (Putnam, *Reason, truth and history*, S. 19, kursiv im Original; vgl. Hilary Putnam, »The meaning of ›meaning‹«, in: Hilary Putnam, *Mind, language and reality. Philosophical papers, volume 2*, Cambridge 1975, S. 215–271, hier S. 227).

⁵ Eine kontroverse Bilanz der Debatten um Putnams Gedankenexperimente findet sich in Andrew Pessin, Sanford Goldberg (Hg.), *The twin earth chronicles. Twenty years of reflection on Hilary Putnam's ›The meaning of ›meaning‹*, London 1996.

zuverlässig abzugrenzen trachten, und zwar in kausaler Wechselwirkung mit den Dingen, die unsere Wörter bezeichnen. Was unsere Wörter bedeuten, hängt also von den Elementen des uns betreffenden Wirklichkeitsausschnitts ab – und davon, welche Wörter wir immer wieder für welche dieser Elemente einsetzen.

Wenden wir das auf unser Problem an. Im Gedankenspiel der Skeptikerin gilt, wie gesagt:

- (3) Die Opfer eines ewigen Traumes träumen, angesichts geträumter Tiger immer auszurufen: ›Da ist ein Tiger‹, während sie (ebenfalls im Traum) diesen Satz angesichts anderer Traum-Tiere mit schlafwandlerischer Sicherheit stets verneinen.

Daraus ergibt sich offenbar, dass die Traumopfer mit ihrem Wort ›Tiger‹ nicht Tiger meinen (die ihnen nie begegnet sind und zu denen sie nie in kausalem Kontakt standen), sondern irgendetwas anderes. Was aber? Ich bin nicht ganz sicher, welcher Ausschnitt der uns zugänglichen Wirklichkeit hier einschlägig ist; es genügt, wenn wir uns auf folgendes einigen können:

- (4) In der Sprache eines ewigen Träumers bezeichnet das Wort ›Tiger‹ nicht die Tiger.

Jetzt möchte ich eine weitere sprachphilosophische Voraussetzung meines Beweises gegen den Traum-Skeptizismus einführen. Die Prämisse ist seit achtzig Jahren in der Welt und entspringt der Debatte um den Wahrheitsbegriff, die vom polnischen Logiker Alfred Tarski revolutioniert wurde.⁶ Über seine Wahrheitsdefinition streiten sich die Gelehrten bis heute. Aber kaum einer bestreitet, dass folgendes Nebenergebnis Tarskis a priori gilt, also durch reines Nachdenken begründet werden kann, genauer gesagt, durch Nachdenken über die Bedeutung unserer Wörter, also analytisch:

⁶ Siehe Alfred Tarski, »Der Wahrheitsbegriff in den formalisierten Sprachen«, in Alfred Tarski, *Collected papers. Volume 2. 1935–1944*, Basel 1986, S. 51–198, hier S. 104/5 et passim. Ähnlich ohne technische Details in Alfred Tarski, »Die semantische Konzeption der Wahrheit und die Grundlagen der Semantik«, in: Gunnar Skirbekk (Hg.), *Wahrheitstheorien. Eine Auswahl aus den Diskussionen über Wahrheit im 20. Jahrhundert*, Frankfurt/M. 1977, S. 140–188, hier 11. und 13. Abschnitt. Siehe auch meine Darstellung in Müller, *Hilary Putnam und der Abschied vom Skeptizismus oder Warum die Welt keine Computersimulation ist. Wirklichkeit ohne Illusionen*, Band 1, 10. Abschnitt.

- (5) In meiner Sprache (d. h. in derjenigen Sprache, die ich hier gerade benutze) bezeichnet das Wort ›Tiger‹ die Tiger.⁷

Beachten Sie, dass diese Voraussetzung meines Beweises nicht viel Information über das Wort ›Tiger‹ bietet. Aber das macht nichts. Je weniger ein Satz sagt, desto fester dürfen wir uns auf ihn verlassen.

Um zu wissen, dass Satz (5) zutreffen muss, braucht man keine Ahnung von Tigern zu haben und benötigt keinerlei empirisches Wissen über die Welt. Um der Wahrheit des Satzes sicher zu sein, braucht man lediglich eine besonders banale Information über die eigene Sprache. Man muss nur wissen, dass das Wort ›Tiger‹ zur eigenen Sprache gehört (anders als beispielsweise das Wort ›Marmycki‹). Dass das genügt, lässt sich anhand eines anderen Wortes demonstrieren. Nehmen wir an, Sie wüssten, dass das Wort ›Paläolepidopterologe‹ zu Ihrer Sprache gehört, seien sich aber nicht so sicher, ob das Wort die Erforscher versteinerner Schmetterlinge bezeichnet oder die versteinerten Schmetterlingsforscher – oder vielleicht noch etwas anderes? Dann können Sie trotzdem richtig auf die folgende Frage antworten:

- (6) Was bezeichnet das Wort ›Paläolepidopterologe‹?

Sie streichen die Anführungszeichen am schwierigen Wort fort und sagen:

- (7) Das Wort bezeichnet die Paläolepidopterologen!

Damit haben Sie garantiert recht, a priori – obwohl Sie natürlich keine sonderlich informative Antwort riskiert haben. Und genauso steht es mit meiner Voraussetzung:

- (5) In meiner Sprache bezeichnet das Wort ›Tiger‹ die Tiger.

Sie sagt wenig, gilt unter Garantie, nämlich a priori, sogar analytisch – und kann daher nicht gut von der Skeptikerin angegriffen werden. Gehen wir also weiter im Beweis, der sich jetzt blitzschnell zum er-

⁷ Die kommenden 220 Worte übernehme ich mit minimalen Änderungen aus einem anderen Text, in dem es um Täuschung durch permanente Computersimulation geht, siehe Olaf L. Müller, »Wirklichkeit ohne Illusionen, oder: Der Abschied vom Skeptizismus«, in: *Humboldt-Spektrum* 12.3 (2005), S. 24–28, hier S. 25. (Im Netz unter <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:kobv:11-100187495>, zuletzt abgerufen am: 12.04.2017).

wünschten Ende führen lässt. Hierfür erinnere ich noch einmal an unser früheres Zwischenergebnis:

- (4) In der Sprache eines ewigen Träumers bezeichnet das Wort ›Tiger‹ nicht die Tiger.

Aus diesem Satz und aus Satz (5) ergibt sich zwingend, dass ich eine andere Sprache spreche als die ewigen Träumer: Laut (5) hat meine Sprache (beim Wort ›Tiger‹) eine andere Eigenschaft als die Sprache der ewigen Träumer. Doctor Watson aus der *Baker Street* kennt diese Schlussmethode. Wenn der Mörder große Füße hat und der Gärtner kleine, dann war der Mörder nicht der Gärtner. Genauso bei Sprachen:

- (8) Meine Sprache ist verschieden von der Sprache eines ewigen Träumers.

Und damit sind wir am Ziel. Aus (8) ergibt sich zwangsläufig:

- (9) Ich träume nicht seit jeher.

Warum nicht? Einfach: Wenn ich seit jeher träumte, so spräche ich die Sprache eines ewigen Träumers, und das ist mit (8) bereits widerlegt.

Gegen diesen Beweis kann man einen starken Einwand vorbringen. Man kann nämlich bestreiten, dass wir wissen, ob es Tiger gibt. Die Skeptikerin möchte jedes Wissen um Gegenstände aus der uns umgebenden Außenwelt bestreiten und wird uns daher keine biologischen Existenzen durchgehen lassen. Und so wird sie sagen: Insofern Satz (5) die Existenz von Tigern voraussetzt, eignet er sich nicht für einen Beweis, aus dem sich allererst ergeben soll, dass unsere Kenntnisse z. B. der Fauna unserer Welt nicht vom Traumargument zunichte gemacht werden.

Die Skeptikerin kann diesen Einwand deshalb vorbringen, weil sich ihre Geschichte vom ewigen Traum formulieren lässt, ohne das Wort ›Tiger‹ zu gebrauchen; daher können wir ihr auch keinen Missbrauch dieses Worts vorwerfen. Das bedeutet offenbar, dass ich es mir zu einfach gemacht habe, als ich ihr mit sprachphilosophischen Mitteln den Einsatz einfacher Wörter für Allerweltssachen aus der Hand schlagen wollte. Wenn die Diagnose des Sprachmissbrauchs funktionieren soll, so muss sie bei Wörtern ansetzen, ohne die das Traum-Szenario nicht formuliert werden kann. Und es gibt ein einziges Wort, das die Skeptikerin für ihr Szenario auf jeden Fall benutzen

muss – das Wort ›Traum‹. Dadurch wird die Überlegung zwar etwas tiefsinniger; aber meiner Ansicht nach funktioniert sie dann bombensicher. Denn wie ich nun zum Abschluss zeigen möchte, kann man nur dann vom permanenten Traum sprechen, wenn man nicht seit jeher träumt. Der Traum-Begriff kann nur von denen eingesetzt werden, die manchmal träumen und manchmal wachen.

Und was soll das bringen? Was wäre, so fragen Sie vielleicht, wenn wir seit jeher träumten, ohne diese fatale Situation mithilfe sprachlicher Begriffe einfangen zu können? – Da stelle ich mich stur. Soeben wurde eine *Frage* formuliert; und in dieser Frage kam das T-Wort vor. Wer die Frage formuliert, hat schon verloren. Könnte man die Frage vielleicht denken, ohne sie auszusprechen? Darum geht es nicht; stilles Sprechen oder Fragen zählt nicht und fällt meinem Argument zum Opfer. Man müsste die Frage denken, *ohne dafür Begriffe einzusetzen*. Mir ist schleierhaft, wie das gehen soll. Indem man eine verträumte Melodie summt? Durch einen unartikulierten Schrei?

IV. Missbrauch des Traum-Begriffs. Wie sich Begriffe anhand von Beispiel und Gegenbeispiel lernen lassen

Im Alltag benutzen wir den Ausdruck ›Traum‹, um einen informativen Unterschied zwischen bestimmten erlebten Ereignissen zu machen: zwischen denjenigen erlebten Ereignissen, deren Konsequenzen wir uns möglicherweise früher oder später noch stellen müssen – und denjenigen erlebten Ereignissen, die (einerlei wie drastisch oder fatal) für sich allein deshalb keine späteren ernstzunehmenden Wirkungen zeitigen, weil sie sozusagen nach dem Aufwachen und Aufstehen wirkungslos verpuffen.

Seinen informativen Wert bezieht der Traumbegriff aus diesem Unterschied; wir haben den Begriff überhaupt nur deshalb, weil nicht alles unter ihn fällt. Es gibt Beispiele im Erleben für Träume – und Beispiele für Nicht-Träume, für real Erlebtes. Nur wer diesen Unterschied aus eigenem Erleben kennt, kann das Wort ›Traum‹ in seiner vollen Bedeutung lernen. Doch ebnet die Skeptikerin diesen Unterschied offenbar ein, wenn sie sagt:

(10) Ich weiß nicht, ob ich seit Beginn meiner Existenz träume.

Sie rechnet damit, dass *alle* Erlebnisse unter den Traum-Begriff fallen, dass es also kein einziges Gegenbeispiel gibt. Zerstört sie damit nicht die Grundlage, auf der dieser Begriff ruht? Zerstört sie nicht die Bedeutung des Worts ›Traum‹?

Bei dieser Frage geraten wir schnell in sprachphilosophische Untiefen. Wie man meinen könnte, muss jeder sinnvolle Begriff (in seinem Anwendungsbereich) eine Grenze ziehen zwischen dem, was er bezeichnet, und dem, was er gerade nicht bezeichnet. Diese Grenze scheint die Skeptikerin mit ihrem Einsatz des Traum-Begriffs in (10) einzureißen.

Bevor wir diese treffliche Diagnose gegen die Skeptikerin einsetzen können, müssen wir uns sicherheitshalber fragen: Haben wir sinnvolle und bestens verständliche Begriffe, die auf alles (aus ihrem Anwendungsbereich) zutreffen? Der Begriff des Finken kommt dafür genauso wenig infrage (wegen der zahllosen Un-Finken, die es gibt) wie der Begriff des Schuhs; nicht alles ist ein Schuh. In der Tat, so gut wie jeder Begriff trifft nicht auf alles zu, hat Gegenbeispiele.

Die einzige Ausnahme von dieser Regel in der Alltagssprache bietet der Gegenstands-Begriff: Alles ist ein Gegenstand, und es gibt keine Gegenbeispiele, keine Un-Gegenstände, keine Dafürstände. Denn alles, was es gibt, ist eben deshalb ein Gegenstand.

Geben wir's zu – etwas rätselhaft ist dieser Begriff durchaus. Es ist beispielsweise alles andere als einfach, einem kleinen Kind den Gegenstands-Begriff beizubringen. Wenn ich dem Kind lauter Beispiele für Gegenstände zeige, etwa eine Muschel, einen Wattebausch, ein Staubkorn, den Berliner Fernsehturm, den Mond, den Himmel, einen Schnürsenkel, das Altpapier, ein Altbier, eine Wolke, eine Grille und ein Grammophon – dann stößt sein Instinkt für Ähnlichkeiten schnell an eine Grenze. Da ich ihm keine Gegenbeispiele vorführen kann, gerate ich beim Sprachunterricht unversehens an einen Punkt, an dem ich ihm wenigstens *sagen* (wenn schon nicht *zeigen*) möchte, was kein Gegenstand wäre. Und dann drängt es sich mir auf zu sagen:

(11) Der böse Wolf, von dem Du vorige Nacht geträumt hast, ist kein Gegenstand; es gibt diesen Wolf nicht. Übrigens gab es ihn auch in der vorhergehenden Nacht nicht.

In der Tat, die Rede vom Nicht-Existenten lässt sich besonders gut anhand von Träumen erläutern; wir können also den Traum-Begriff gut gebrauchen, um per Kontrastbildung den Gegenstands-Begriff zu erklären.

Im augenblicklichen Zusammenhang wirkt dies Ergebnis fatal für die Skeptikerin. Denn es war mir darum zu tun, ihren Traum-Begriff so zu erklären, dass er – ohne Missbrauch – auf alles zutreffen kann. Ich habe gefragt, ob solche allumfassenden Begriffe überhaupt möglich sind. Nun ist der einzige Begriff, der tatsächlich auf alles zutrifft, ausgerechnet der Gegenstands-Begriff: also derjenige Begriff, den man am besten negativ unter Rückgriff auf Geträumtes erläutert, per Gegenbeispiel. Wenn aber (wie die Skeptikerin fürchtet) alles geträumt ist, so bricht diese Erläuterung zusammen; und dann bleibt uns kein verständliches Beispiel für einen Begriff, der auf alles zutrifft.

Vielleicht muss sich die Skeptikerin mehr Mühe geben, um einen Traum-Begriff zu erläutern, der im Extremfall doch auf alles zutreffen *könnte*. Sie muss ja nicht sagen, dass er wirklich auf alles zutrifft; es geht ihr nur um diese *Möglichkeit*. Sie sagt nicht:

(12) Seit Beginn meiner Existenz träume ich; alles ist geträumt.

Vielmehr sagt sie:

(13) Ich *könnte* seit Beginn meiner Existenz träumen (und doch würde sich dann alles so anfühlen wie jetzt); daher weiß ich nicht, ob ich seit Beginn meiner Existenz träume.

Schauen wir, ob wir uns ähnliche Verhältnisse in harmloseren Zusammenhängen verständlich machen können. So mag jemand mithilfe von Farbproben das ganze Arsenal unserer Farbwörter gelernt haben, durch Beispiel und Gegenbeispiel. Es könnte schwer, sogar ausgeschlossen sein, etwa das Wort ›Purpur‹ zu lernen, wenn alles purpurn wäre. Vielleicht rüttelt daher folgender Satz an den Grundfesten unseres Systems der Farbbegriffe:

(14) In der ganzen Welt kommt seit jeher keine andere Farbe als Purpur vor.

Kein Zweifel, in einer solchen Welt hätten wir keine Farbbegriffe, ja vielleicht nicht einmal eine Farbwahrnehmung; unser Wort ›Purpur‹ würde in so einer Welt nicht funktionieren. Das hält uns aber nicht davon ab, uns (kontrafaktisch) über eine *mögliche* Welt Gedanken zu machen, in der alles purpurn wäre:

(15) Die Beleuchtung des gesamten Universums *könnte* ein einheitliches Purpur sein.

Gerade weil wir in einer Welt leben, in der es weniger psychedelisch zugeht, in der auch grüne, gelbe und blaue Beleuchtungen vorkommen, können wir über die erdachte monochrome Welt aus (15) sprechen.

Interessanterweise ergibt sich aus alledem ein apriorisches Argument zugunsten der Behauptung, dass es *de facto* (irgendwann) purpurne *und* nicht-purpurne Beleuchtungsverhältnisse gegeben haben muss. Warum? Weil ich das informative Wort ›Purpur‹ verstehe und nur unter kontrastierenden Bedingungen habe lernen können, und weil ich das Wort sicher nicht seit jeher verstehe. (Rätsel: Woher weiß ich das?)

Übertragen wir dies Argument auf das Gedankenspiel vom permanenten Traum. Hier die Idee: So wie beim Wort ›Purpur‹ kann man auch das informative Wort ›Traum‹ nur anhand von Beispiel *und* Gegenbeispiel lernen; nun verstehe ich das Wort ›Traum‹, aber nicht seit jeher – also muss ich es irgendwann gelernt haben. Und so muss ich irgendwann einmal hinreichend lange vom Träumen verschont gewesen sein, habe mithin *de facto* nicht immer geträumt. Die Möglichkeit des ewigen Traums besteht demzufolge nur in einer irrealen Welt, die wir uns zwar kontrafaktisch ausmalen können, als im Prinzip mögliche, theoretisch denkbare Welt, nicht aber als tatsächlich vorliegende. Anders gesagt: Es ist zwar möglich, dass irgendjemand seit jeher träumt – so wie eine durch und durch purpurne Welt möglich ist, in unseren kontrafaktischen Gedankenspielen. Aber als tatsächlich verwirklichte Welt ist beides ausgeschlossen: Es ist ausgeschlossen, dass ich seit jeher träume, dass also *meine* Welt eine vollständige Traum-Welt ist – so wie es ausgeschlossen ist, dass in *meiner* Welt immer alles purpurn war.

Dagegen könnte man einwenden: Der Traum-Begriff kann auch von – traumfreien – Personen gelernt werden, die noch kein einziges Mal geträumt haben.⁸ So mag eine Mutter ihrem traumfreien Kind das Wort per Definition erklären:

⁸ Dieser Einwand bietet *einen* von zwei Wegen, meine Hauptthese zu bestreiten (der zufolge jemand den *Unterschied* zwischen Träumen und Nicht-Träumen erlebt haben muss, bevor ihm das Wort ›Traum‹ beigebracht werden kann). Der andere Weg bestünde in folgendem Einwand: Wer stets träumt, dem kann man das Wort ›Traum‹ per Definition beibringen. Wie aber? Man müsste ihm (im Traum) definieren, was Aufwachen bedeutet, was also traumfreie Erlebnisse wären. Da dieser Weg durch noch verschlungener Labyrinth führt als der oben verfolgte, lasse ich ihn lieber links liegen.

(Def) Wer schläft und währenddessen Erlebnisse hat, die so wirken, als wäre er wach, und die nichts mit seiner tatsächlichen Lage zu tun haben, der träumt.

Oder eine Neurowissenschaftlerin mag dem erleuchteten Zen-Meister (der bekanntlich nie träumt) einen Crash-Kurs über das menschliche Gehirn einschließlich detaillierter Beschreibungen der verschiedenen Schlafphasen geben, um dann zu definieren:

(Def) Wer in einer REM-Phase mit den und den elektrischen Schwingungsmustern steckt, der träumt.

Möglicherweise genügen diese Definitionsversuche für ein rudimentäres, vages Verständnis des Traumbegriffs. Doch um den Begriff in seiner vollen Bedeutung zu kennen, um ihn etwa beim Philosophieren einzusetzen, reichen solche Definitionen nicht.

Es würde meine Untersuchung sprengen, das ausführlich zu begründen; daher nur eine Andeutung. Vergleichen wir die beiden Definitionen mit ähnlichen Versuchen, irgendeinen mental beleuchteten Begriff nur aus der Außenperspektive zu definieren, also einen Begriff, der mit den Erlebnissen einer Person zu tun hat. Wer zum Beispiel (wie Jacksons Kunstfigur Mary) in einer durch und durch grauen Welt aufgewachsen ist, jedoch die physikalischen Eigenschaften roter Gegenstände einschließlich ihrer Wirkungen aufs Auge mitsamt den sich daraus ergebenden neurophysiologischen Verarbeitungsprozessen vollständig kennt, der weiß immer noch nicht vollständig, was das Wort ›Rot‹ bedeutet.⁹

Das gilt selbst dann, wenn Mary in ihrem grauen Gefängnis aus eigener Kraft einen Detektor bauen könnte, der angesichts roter Gegenstände stets anfängt zu piepen. Erst wenn Mary zum ersten Mal z. B. eine Himbeere erblickt (dieweil ihr Rot-Detektor piept), weiß sie, wie rote Sachen aussehen; erst dann verfügt sie voll und ganz über den Begriff ›Rot‹. Dass man mental beleuchtete Begriffe aus eigenem Erleben kennen muss, um sie voll und ganz zu verstehen, gilt nicht immer, aber oft. Meiner Ansicht nach gilt es z. B. beim Wort ›Liebe‹. Es gilt auch beim Wort ›Traum‹. Daraus folgt, dass jemand nur dann über diesen Begriff verfügt, wenn er bereits Träume gehabt hat und daraus auch wieder aufgewacht ist.

⁹ Frank Jackson, »Epiphenomenal qualia«, in: *Philosophical Quarterly* 32 (1982), S. 127–136; Frank Jackson, »What Mary didn't know«, in: *Journal of Philosophy* 83.5 (1986), S. 291–295.

Wenn das stimmt, ergibt sich: Wem es gelingt, die Frage aufzuwerfen, ob vielleicht alles geträumt ist, wem also der Traum-Begriff zur Verfügung steht, der muss Träumen und Aufwachen aus eigener Erfahrung kennen. Daraus kann er folgern, nicht immer alles geträumt zu haben.

Dass ich trotzdem genau jetzt kurz träumen könnte, steht auf einem anderen Blatt. Gegen diese Möglichkeit habe ich hier nicht argumentiert. Sie ist weniger schlimm als der allumfassende Traum. Wenn ich jetzt träume, vorher aber wach gewesen bin, dann weiß ich z. B., dass es eine äußere Welt gibt oder doch vor Kurzem noch gegeben hat. Beruhigend, nicht wahr?¹⁰

¹⁰ In diesem Text habe ich Überlegungen entfaltet, die ich bei zwei Gelegenheiten ausprobieren konnte: Zunächst am 9.12.2006 beim Kolloquium zu Wolfgang Carls 65. Geburtstag in Göttingen, dann am 18.11.2015 in der Ringvorlesung *Formen und Felder des Philosophierens* in Magdeburg. Ich danke den Teilnehmerinnen und Teilnehmern der anschließenden Debatten für manche harte Nuss sowie Charles-Philipp Beckmann, Wolfgang Carl, Tim Kraft, Markus Säbel und Magnus Schlette für hilfreiche Hinweise zu früheren Fassungen, Tobias Breidenmoser und Derya Yürüyen für die Zusammenstellung der Literaturhinweise.